

erschienen in: *editio. Internationales Jahrbuch für Editionswissenschaft* 19, Tübingen: Niemeyer 2005, S. 202-206.

“Schreibszenen”: Ergebnisse und Perspektiven des Basler Forschungsprojektes “Zur Genealogie des Schreibens”

*Davide Giuriato, Martin Stingelin, Sandro Zanetti* (Universität Basel, Deutsches Seminar, SNF-Projekt “Schreibszenen“, Bernoullistraße 28, CH-4056 Basel)

Vom 7. bis 9. April 2005 fand an der Universität Basel die Tagung “Ein ‚azentrisches, nicht hierarchisches und asignifikantes System ohne General‘. (Digitalisiertes) Schreiben von 1950 bis zur Gegenwart“ statt. Diese Tagung bildete den Abschluß einer insgesamt dreiteiligen Folge von Tagungen im Rahmen des seit Oktober 2001 vom Schweizerischen Nationalfonds geförderten Projektes am Deutschen Seminar der Universität Basel “Zur Genealogie des Schreibens. Die Literaturgeschichte der Schreibszenen von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart“ unter der Leitung von Prof. Martin Stingelin. Die Ergebnisse der ersten beiden Tagungen – ein Tagungsbericht zur zweiten Tagung findet sich in *editio* 18 (S. 245–250) – liegen inzwischen gedruckt vor:

*“Mir ekelt vor diesem tintenklecksenden Säkulum“*. *Schreibszenen im Zeitalter der Manuskripte*, hrsg. von Martin Stingelin in Zusammenarbeit mit Davide Giuriato und Sandro Zanetti, München: Wilhelm Fink Verlag 2004 (=Zur *Genealogie des Schreibens*, herausgegeben von Martin Stingelin, Bd. 1).

*“SCHREIBKUGEL IST EIN DING GLEICH MIR: VON EISEN“*. *Schreibszenen im Zeitalter der Typoskripte*, hrsg. von Davide Giuriato, Martin Stingelin und Sandro Zanetti, München: Wilhelm Fink Verlag 2005 (=Zur *Genealogie des Schreibens*, herausgegeben von Martin Stingelin, Bd. 2).

Mit dem Abschluß der diesjährigen Tagung, deren Ergebnisse nächstes Jahr ebenfalls in der Reihe “Zur Genealogie des Schreibens“ im Wilhelm Fink Verlag erscheinen werden, bietet sich die Gelegenheit, einen Rückblick auf die bisherigen Aktivitäten, Fragestellungen und Forschungsergebnisse des Projekts vorzunehmen.

Die Dreiteilung der Tagungen richtete sich nach der medienhistorisch motivierten Dreiteilung der untersuchten “Schreibszenen“ aus dem Zeitalter der Manuskripte, dann der Typoskripte und schließlich der elektronischen Medien. Im Zentrum standen dabei “Schreibszenen“, an

denen sich – einem Vorschlag von Rüdiger Campe folgend<sup>1</sup> – die historisch und individuell von Autor zu Autor verschiedenen Bedingungen des Schreibens als ein heterogenes ‚Ensemble‘ von 1) instrumentellen, 2) gestischen und 3) semantischen Faktoren analysieren ließen.

Dabei konnte als ein Ergebnis festgehalten werden, daß die unterschiedlichen Thematisierungen von Schreibprozessen insbesondere auf die unterschiedlichen Widerstände zurückgeführt werden können, die sich beim Schreiben auf der Ebene 1) der Instrumentalität (Technik), 2) der Gestik (Körperlichkeit) und 3) der Semantik (Sprachlichkeit im weitesten Sinne) einstellen können. Widerstände, so konnte immer wieder beobachtet werden, halten zu Reflexionen übers Schreiben an und öffnen dieses zugleich auf seine heterogenen Bedingungen hin.

Mit der diesjährigen Tagung zum digitalisierten Schreiben wurde deutlich, wie sehr diese heterogenen Bedingungen des Schreibens sich historisch zudem vervielfältigt haben, wie sich dadurch die möglichen konzeptuellen Korrelate des Wortes ‚Schreibens‘ erweitert und wie schließlich insbesondere die zunehmenden Wahlmöglichkeiten an Schreibgeräten vermehrt auch Gleichzeitigkeiten des (medienhistorisch) Ungleichzeitigen provoziert haben: So ist es heute selbstverständlich immer noch möglich, von Hand oder mit der Schreibmaschine zu schreiben, die ‚alten‘ Schreibpraktiken bleiben also mit dem Einzug ‚neuer‘ Medien und Techniken wie der zunehmend computergestützten Schreibebeit – nicht nur von Schriftstellern – erhalten. Gleichzeitig aber verändert sich mit dem Aufkommen neuer Medien der Status der alten: Wer *heute* von Hand oder mit der Schreibmaschine schreibt, tut dies unter anderen Vorzeichen als vor dreißig oder vor fünfzig oder gar vor hundertfünfzig Jahren. Dazu kommt, daß es mit dem Computer nun möglich wird, Aufnahmen, Übersetzungen, Integrationen oder Implementierungen eines Mediums in ein anderes – Jay David Bolter und Richard Grusin haben für diese Prozesse den Begriff der ‚Remediation‘ geprägt<sup>2</sup> – vorzunehmen, die in der ihnen zugrundeliegenden ‚Disponibilität des digitalen Codes‘ – wie der Vortrag von Georg Christoph Tholen (Basel) an der diesjährigen Tagung gezeigt hat – auf der Ebene ihrer Verwendungen eine ‚gestaltwechselnde Offenheit‘ ermöglichen. Auf die editionsphilologisch nutzbaren Möglichkeiten dieser – im Prinzip – offenen Disponibilität sind die Vorträge von Michael Stolz (Göttingen), Alexandra Braun-Rau (Tübingen) und Roland Reuß (Heidelberg) eingegangen, die in ihren Referaten zur

---

<sup>1</sup> Vgl. hierzu Rüdiger Campe, „Die Schreibszene, Schreiben“, in: Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer (Hrsg.), *Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche. Situationen offener Epistemologie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1991, 759–772.

elektronischen Pazival-Edition, zum Modell einer dialogischen Shakespeare-Hypermedia-Plattform sowie zur Differenz zwischen dem konventionellen Schreiben mit manuellen Schreibgeräten und dem Schreiben mit dem Computer in der konkreten editorischen Arbeit gezeigt haben, wie sehr computergestützte ‚Remediationen‘ auch der Dokumentation und Analyse von Ergebnissen längst vergangener Schreibprozesse neue Wege erschließen können – und welche Schwierigkeiten diese Unternehmungen mit sich führen.

Saskia Reither (Köln), Uwe Wirth (Berlin) und Andreas Bernhard (München) wiederum haben an konkreten rechnergestützten Schreibexperimenten – von CD-ROM-Produktionen über Hypertext-Projekte bis zur SMS-Lyrik – gezeigt, wie sehr die ‚Disponibilität des digitalen Codes‘ auch dem literarischen Schreiben neue Wege eröffnen kann – und eröffnet hat. Deren aleatorische, kombinatorische bzw. enzyklopädische Vorgeschichte(n) wiederum haben Wolf Dieter Ernst (Mannheim) und Andreas Kilcher (Tübingen) in ihren Beiträgen beleuchtet. Den Vorträgen von Konstanze Fliedl (Salzburg) zu Ingeborg Bachmann, Ulrich Joost (Darmstadt) zu Arno Schmidt und Ulrike Landfester (St.Gallen) zu Max Frisch schließlich war es – im Sinne der erwähnten Gleichzeitigkeiten des (medienhistorisch) Ungleichzeitigen – vorbehalten, die Brücke zur letztjährigen Tagung zum mechanisierten Schreiben zu schlagen.

Immer wieder scheint sich dabei eine Typologisierung möglicher „Schreibstrategien“ aufzudrängen, wie sie aus der linguistischen Schreibprozeßforschung – heuristisch durchaus gewinnbringend auch für die literaturwissenschaftliche Schreibprozeßforschung – angeboten worden ist.<sup>3</sup> Die differenzierte Unterscheidung von zehn verschiedenen Schreibstrategien scheint dabei der festgestellten historischen Vervielfältigung der Schreibszenen zu entsprechen. Neben der Sonderklasse des nicht-zerlegenden Schreibens lassen sich diese Schreibstrategien in zwei Klassen teilen: aktivitätszerlegendes Schreiben (Zerlegung des Arbeitsprozesses in wenige große oder viele kleine, parallele oder getrennte Schritte) und (moderat oder extrem) produktzerlegendes Schreiben.<sup>4</sup> Doch erliegt diese Klassifizierung gleichzeitig der Gefahr der Generalisierung, vergleichbar der Galtonschen Mischphotographietechnik.

---

<sup>2</sup> Vgl. Jay David Bolter und Richard Grusin, *Remediation. Understanding New Media*, The MIT Press: Cambridge and London 2000.

<sup>3</sup> Vgl. Arne Wrobel, *Schreiben als Handlung. Überlegungen und Untersuchungen zur Theorie der Textproduktion*, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1995 (=Reihe Germanistische Linguistik 158), und Hanspeter Ortner, *Schreiben und Denken*, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2000 (=Reihe Germanistische Linguistik 214).

<sup>4</sup> Vgl. Ortner 2000 [wie Anm. 3], S. 346–564.

Aus der Statistik erwuchs das virtuelle Bild des Durchschnittsmenschen als Typus, das nach seiner photographischen Aktualisierung verlangte, um den Freiraum der Fiktion sogleich wieder zu schließen, der sich hier zwischen Norm und Abweichung auftat. Der englische Naturforscher Francis Galton, gleichzeitig Entdecker des Fingerabdrucks als untrügliches Mittel zur Identifikation von Individuen, machte sich bei seiner Entwicklung der sogenannten Mischphotographietechnik, die er 1883 in seinem Buch *Inquiries into human faculty and its development* dokumentierte, die Gleichförmigkeit und Einheitlichkeit von Alphonse Bertillons gerichtlichen Photographien als technische Bedingung ihrer Möglichkeit zunutze und projizierte die photographischen Porträts verschiedener Gesichter auf derselben Platte übereinander; während sich die individuellen Züge auf gespenstische Weise gegenseitig löschten, traten die gemeinsamen Züge um so monströser hervor. So konstruierte Galton den augenfälligen (aber sozusagen fiktiven) Typus bestimmter Familien, Berufsgruppen, Klassen, Verbrecher und Wahnsinniger. Ihre Unterscheidung, aufgrund der Galton in einem Zirkelschluß allerdings diejenigen Gruppen vorab schon zusammenfassen mußte, deren Typus er durch die Mischphotographietechnik erst sichtbar machen wollte, war in seinen Augen rassistisch, das heißt biologisch durch Vererbung bedingt. Will die Schreibprozeßforschung einem analogen Zirkelschluß entgehen, muß sie das "Schreiben" in einem Begriff konzeptualisieren, der jeder Schreibszene die größtmögliche – historische und individuelle – Singularität bewahrt.

Man kann somit festhalten, daß zu den wesentlichen Erkenntnissen des Forschungsprojekts ein Problemaufriß gehört, der in der Folge – dank der durch den Schweizerischen Nationalfonds ermöglichten Fortsetzung der Projektarbeit für die Zeit vom 1. Oktober 2005 bis zum 30. September 2007 – weiter untersucht werden muß und der hier das Fenster für einen kleinen Ausblick auf die künftigen Aktivitäten darstellen kann. So wird vom 26. bis 28. Oktober 2006 – wiederum an der Universität Basel – unter dem Titel "Schreiben heißt, sich selber lesen". Wie Widerstände im Produktionsprozeß das Schreiben zur Selbstbeobachtung anhalten" eine Tagung stattfinden, die sich abschließend und rückblickend den systematischen Fragestellungen um den Begriff der "Schreibszene" widmen wird. Aus der bisherigen Projektarbeit ging als Zwischenresultat eine begriffliche Differenzierung hervor, die weiter verfolgt werden wird: Wenn unter "Schreibszene" die historisch und individuell von Autorin und Autor veränderliche Konstellation des Schreibens verstanden wird, die sich innerhalb des von Sprache, Instrumentalität und Geste gemeinsam gebildeten Rahmens abspielt, ohne daß sich dieses Beziehungsgefüge selbst als Gegenstand oder Quelle

eines möglichen oder tatsächlichen Widerstands problematisch würde, so hat sich für diejenigen Fälle, in denen dieses Ensemble von Faktoren in seiner Heterogenität und Nicht-Stabilität bei und an sich aufzuhalten beginnt und sich als instabiles Beziehungsgefüge thematisiert und problematisiert, der Begriff der "Schreib-Szene" angeboten. Die Singularität der ‚Schreibszene‘ entspringt der Prozessualität des Schreibens; die Singularität jeder einzelnen ‚Schreib-Szene‘ der Problematisierung des Schreibens, die es zur (Auto-)Reflexion anhält, ohne daß es sich gerade in seiner Instabilität gänzlich transparent würde.

Mit diesem Problemaufriß eröffnet sich für die Erforschung des Schreibens ein breites Feld, das sich um dessen Selbstbezüglichkeit kümmern muß, weil gerade dieses Gebiet noch von gravierenden begrifflichen Unklarheiten geprägt ist. Tatsächlich erlauben es die Unterscheidung von "Schreibszene" und "Schreib-Szene" und deren philologische Untersuchung das Problem der Selbstbezüglichkeit differenzierter zu befragen. Wo heute mit Begriffen wie "Selbstreflexion", "Autoreferentialität", "Selbstreflexivität", "Selbstthematisierung" etc. eher generalisierende und historisch unverbindliche Aussagen getroffen werden, verspricht eine Problematisierung des Selbstverhältnisses des Schreibens differenziertere Unterscheidungen zu gewinnen. Wie etwa steht es um die theoriegeschichtliche Genese der Begriffe "Selbstreflexion", "Selbstreflexivität" u. ä.? Lassen sich ausgehend von einer Geschichte der Reflexion bzw. Nicht-Reflexion des Schreibens auf sich selbst literaturgeschichtliche Thesen formulieren? Und was genau kann dieser Selbstbezug für die Inszenierung des Schreibens bedeuten? Gerade da nämlich, wo sich die "Schreib-Szene" als instabiles Beziehungsgefüge beobachtet, inszeniert und thematisiert, wird ein Abstand des Schreibens zu sich selbst erkennbar, der mit den bisherigen, Selbstidentität suggerierenden Begriffen stillschweigend verdeckt wird. Es werden daher Fragen im Vordergrund stehen, die das Problem der Selbstrezeption im Schreiben systemtisch und historisch fokussieren werden (man denke etwa an den literarischen Revisionsprozeß, an die Praktiken der Selbstedition, der Selbstarchivierung, des marginalen Selbstkommentars, der Selbstübersetzung, aber auch an das Selbstverschweigen oder an die Selbstauslöschung bzw. das Spurenverwischen).